

Frühlingsstürme.

Roman von Nataly von Eschstruth.

33. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.)

Er springt empor, er schreiet vor ihr auf und nieder, als müsste er einen Sturm bekämpfen, welcher ihn plötzlich bis in jeden Nerv und jede Faser hinein schüttelt.

Sie trauen mir nichts Böses zu, Charitas, sagt er mit erstickter Stimme, nicht mir und nicht jenem Anderen! Ich danke Ihnen diesen guten Glauben, welcher mich vor mir selber wieder werth macht, welcher meinem Leben einen neuen Inhalt giebt.

Es lag eine düstere Leidenschaftlichkeit, der Fanatismus eines jungen Menschen, welcher voll jähher Beharrlichkeit an einem Wahne — und sei es auch ein Irrwahn — festhält, in der Stimme des Sprechers, und sie verfehlte ihre Wirkung nicht auf die, welche ihr lauschte.

Ein tiefes, namenloses Weh bebt durch Charitas Herz — sie, die Weltstremde, Unerfahrene, an welche noch nie die großen Mitleidsfragen erster Schicksalsschicksalshandlungen herangetreten waren, konnte sich kein Bild von den Seelenkämpfen eines Mannes machen, welchen übertriebenes Pflichtgefühl und stolze Ehrenhaftigkeit zum Wahnsinn gemacht; sie hörte nur seine klaren, deutlichen Worte, daß er das Priesterkleid tragen müsse, wenn er nicht an verzweifelndem Schuldbewußtsein zu Grunde gehen solle.

Diese Worte rissen einen Schleier von ihren Augen, sie wußte von Anbeginn, daß eine Luft zwischen ihnen lag — jetzt sah sie dieselbe in furchtbarer Deutlichkeit, wie sie sich aufrichtet zwischen ihm und ihr — für alle Ewigkeit.

Und ihr Herz zuckte plötzlich auf wie in herbem Schmerz, und in ihre Augen traten Thränen.

Sie wußte es nicht, sie gab sich auch keine Rechenschaft darüber, sie empfand es nur instintiv, daß diese Stunde einen gar bedeutungsvollen Wendepunkt in ihrem Leben bilde.

Und jetzt hatte Josef nicht den Namen des Siefvaters genannt, und Charitas kam es nicht in den Sinn, ihn zu erfragen oder zu erörtern.

„Singen Sie mir wieder ein Lied!“ bat Josef am anderen Tage, als er ihre Hand mit langem Druck umschloß, und sie senkte die dunkeln Wimpern und wich seinem Blicke aus.

„Das wäre wie ein brennend Licht am Tage!“ versuchte sie zu scherzen. Warum mit mir selber plaudern, wenn ich so freundlich und anregende Gesellschaft habe? Meine Lieder sind nur ein Nothbehelf.

„Für mich sind sie mehr — sie sind Arznei, an welcher meine kranke Seele gesundet.“

„Sie täuschen sich. Trauer und Behmutz heilen keine Wunde. Die trüben Weisen waren Ihnen sympathisch, ein Spiegelbild Ihres eigenen Empfindens, darum thaten sie Ihnen wohl, wie ein milder Trost. Aber sie sind es nicht, sie sind heimtückische Klänge, welche das Herz, in welche sie fallen, eben so schwer und krank machen wie die Muschel, welche auch an ihrer Perle stirbt. — Nein, keine schwarzen Gedanken mehr, dazu ist die Welt zu schön und heiter und der Himmel hier droben zu nahe. — Waren Sie schon einmal auf jener Felskuppe? Nein? — Ich bestieg sie auch noch nicht. Und darum frisch ans Werk! Und wenn wir droben sind, jodelt ich einen Gruß zu Lindere hinüber, so frisch, fromm, fröhlich und frei, daß kein Sennerbein dabei ein besseres machen soll!“

Er lachte mit ihr, und während sie emsig das Sommerkleid über den Hüften hochstreckte, um bequemer auszuweichen zu können, ruhte sein Blick auf ihrer schlanken, blühenden Gestalt, und es beugte ihm, sie werde alle Tage schöner.

Charitas schien ängstlich darauf bedacht, jedes traurige Gesprächsthema zu vermeiden.

„Wir kennen ja nun einander! Wir wissen, wie es bisher so dunkel in unserem Leben war, darum wollen wir den Sonnenschein froh und dankbar genießen.“

„Und die Rosen pflanzen, eh' sie verblühen!“ fügte er scherzend hinzu, als seine Begleiterin sich bei den letzten Worten neigte, ein wildes Röslein vom Wuch zu brechen.

„Manche Menschen nennen das Blumenpflanzen eine Barbarei, und Lante ist jedesmal empört, wenn ich auf unsern Spaziergängen dahin „Grünfutter“ raufe.“ Sie legt keinen Werth auf ein geschmücktes Zimmer. Ich thue es um so mehr, denn das düstere Stübchen wird freundlich und wohnlich, wenn solch ein blühender Gruß vom Tisch lacht. Man muß die Blumen nur verpflanzen! — Sie sagen so viel. . .“

„Namentlich die Gretchenblume!“

„Sie sagt dummes Zeug, welches man sie gar nicht fragen sollte.“

„Sollte? Also „man“ thut es doch!“ Sie wandte sich eifrig zur Seite und mühte sich mit einer zierlichen Brombeerzarte ab.

„Wer weiß!“ lachte sie, aber ihre Stimme bebt wunderbarlich; „wenn nicht jetzt, so doch vielleicht später! Man soll nichts verreden, denn seinem Schicksal entgeht man nicht.“ „Nicht Blümlein

nach so tief verdeckt, die Sonne hat es doch entdeckt!“ versichert ja der Dichter, und mit den Blümchen meint er die Mädchen, und die Sonne soll die Liebe sein!“

Josef antwortete nicht, er stand plötzlich still und starrte auf das geneigte Köpfchen, dessen kaumweiche Locken in der Sonne flimmerten.

Jetzt nicht! Aber später . . . dann kommt die Sonne, die große, strahlende Liebessonne, die geht über diesem einsamen, tiefverborgenen Mädchenherzen auf, und ein Mann, ein Fremder kommt, der legt den Arm um sie, der flüstert ihr trunken vor Glückseligkeit ins Ohr —

Josef schritt zusammen, über ihm im Gezwige schmettert ein Vögelchen aus voller Kehle, sein lieber, kleiner Säger, welcher ihm jüngst, gleich Siegfried den Weg wies. Ist er's?

„Jetzt wüßte ich ihm noch Das herrlichste Weib! Durchschritt er die Brunst — Erweckt er die Braut — Bräuhilde wär sein!“

Welch ein Gedanken! — Wie ein feuriger Blitz zuckt es vor ihm nieder und blendet ihn plötzlich die Augen. Hat er es sich denn nicht von Anbeginn sagen müssen, daß dieses liebliche, anmuthige Weib begehrenswürdig sein muß, jedem Auge, welches Vernünftigkeit für Schönheit, jedem Herzen, welches versteht in andern Herzen zu lesen? Ist es etwas so Unfassliches, daß sie geliebt werden und auch wieder lieben wird? Hat er nie zuvor daran gedacht? Lagen seine Gedanken im Traum?

„Jetzt wüßte ich ihm noch, Das herrlichste Weib!“ jubiliert es über ihm, ach Sehnsüchtige verstehen ja den Sinn dieses Vogelliedes!

(Fortsetzung folgt.)

Berschiedenes.

\* Dollarprinzessinnen. Eine amerikanische Revue gestattet sich das Vergnügen, in einem für heirathslustige junge und ältere Männer äußerst interessanten Artikel alle noch zu habenden Millionärstöchter zwischen 16 und 30 Jahren aufzuzählen und genaue Angaben in Bezug auf ihre derzeitige Wittig resp. das bereits in ihrem unbeschränkten Besitz befindliche Vermögen zu machen.

Obenan auf dieser verlockenden Liste prangt der Name „Paulina Astor“, die Tochter des New-Yorker Multimillionärs William Woldorf Astor. Diese junge Dame, die noch lange nicht das zwanzigste Jahr erreicht hat, darf sich so vieler körperlicher und geistiger Vorzüge rühmen, daß sie auch ohne Reichthümer von Verehrern und Begehren umschwärmt sein würde. Trotzdem sei konstatiert, daß man mit dem ihr zuzurechnenden Vermögen ungefähr 12 Centner ausgewählte Diamanten kaufen könnte, welches Gewicht das der begehrenswerthen Schönen selbst wohl um das Zehnfache übersteigen dürfte.

Wollte man aber, um einen ähnlichen Vergleich aufzustellen, das Gewicht der Millionärstochter in Dukaten bezeichnen, so müßte eine Armee von 400 kräftig gebauten Bewerbern auf die eine Schale der Riesenswaage placirt werden, um die mit dem enormen Goldhaufen gefüllte andere Schale auch nur vom Boden zu heben. Da ist ferner Miß May Goelet, die zwar wenige Jahre älter sein dürfte als Miß Astor und mit ihrem netten Vermögen von 10 Mill. Dollars vielleicht nur 5 bis 6 Centner Diamanten erlösen könnte, aber gleichfalls schön und lebenswürdig genug ist, um auch ohne die Millionärstochter zu werden. Auch bei den Zwillingstöchtern der vielbesprochenen Millionärswitwe Mrs. Odgen Mills, der man nachrühmt, die Eigentümerin der kostbarsten und schönsten Schlafzimmereinrichtung der Welt zu sein, finden die derzeitigen Gattin alle körperlichen, geistigen und materiellen Vorzüge vereinigt.

Eine der reichsten und begabtesten Erbinnen Amerikas hat vor wenigen Wochen von der Liste der unverlobten Plutokratentöchter gestrichen werden müssen. Es ist Miß Virginia Fair, deren Verlöbniß mit dem 20jährigen, braunlodigen Harvardstudenten Mr. W. Vanderbilt seiner Zeit mitgetheilt wurde. Dieser lebenslustige, stets zu übermüthigen Streichen aufgelegte Jüngling hat in seiner Braut eine wahrhaft ideale Lebensgefährtin gefunden. Trotz ihrer 40 Millionen Dollars (160 Mill. Mark), die sich mit den 50 Millionen des zukünftigen Gatten zu uninger Gemeinschaft verschmelzen werden, ist Miß Fair nicht im Geringsten als eine verwöhnte oder gar blasierte Modeschöne zu bezeichnen. Niemand würde in der hübschen, kerngesunden Bräutlein, die mit lachenden Augen in die Welt blickt und für Jedermann ein freundliches Wort hat, ein von Jugend auf verhätschtes Millionärstöchlein vermuten.

\* Napoleon I. und seine beiden Frauen. In dem von den Nachkommen des Autors eben jetzt herausgegebenen Memoire von St. Helena, erzählt Baron Gourgaud eine überaus interessante Parallele, die Napoleon einmal zwischen seinen beiden Frauen zog: Die Aeußerungen sind nach Napoleons Diktat niedergeschrieben. — „Nach dem 13. Vendémiaire meldete man mir eines Morgens, daß der Sohn von Frau Beauharnais mich zu sprechen wünsche, und daß selber ein auffallend hübsches Kind sei. Ich ließ das Büschchen kommen; er erzählte mir, die Mutter habe den Degen des hingerichteten General Beauharnais aufbewahrt und da jetzt das Civil entwaffnet würde, habe man ihr diese Reliquie abgenommen; er bat mich, den Degen seiner Mutter zurückzugeben. Ich willfahrte, und Tags darauf schrieb sich Frau Beauharnais bei mir ein. Ich schickte meinen Adjutanten Lamarnois, ihr einen Besuch zu machen, und der erzählte mir von ihrer Schönheit. Darauf gab ich selbst meine Karte in ihrem Hotel ab. Bald darauf lud sie mich zum Diner. Ich fand dort Leute ihrer Gesellschaft, den Herzog von Rivernois, Frau Tallien, und ich glaube, auch Talma war dort. Sie nahm mich reizend auf, setzte mich an ihre Seite und gestiel mir unheimlich; sie war eine lebenswürdige, aber sehr intrigante Frau. Ich lud sie dann wieder zu mir, als Barras bei mir speiste, und so kam es, daß wir uns in einander verliebten. Barras war es, der mir zuredete, sie zu heirathen; sie halte zum alten und zum neuen Regime; ihr Haus sei das feinste in ganz Paris, damit würde ich den Beinamen „Der Corse“ los werden und durch eine Verbindung mit ihr als Vollfranzose erscheinen. Horten sie weigerte sich anfangs, denn man nannte damals die Generale „Epauletten-Ritter“, ihr Sohn Eugène war auf meiner Seite, er sah sich schon als mein Adjutant. Josephine war die reizendste Frau, voll Anmuth, aber Frau in der vollsten Bedeutung des Wortes; sie sagte immer „Nein“, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen. Dann sagte sie in der lebenswürdigsten Art: „Ja, mein Herr!“ Sie lag immer, aber mit Geist. Ich habe keine

Frau so geliebt, wie sie. Sie kannte mich sehr gut, sie hat nie etwas von mir für ihre Kinder verlangt. Sie bettelte nie um Geld, aber sie machte mir freilich Millionen Schulden. Sie hatte schlechte Zähne, aber sie hielt sich so sauber, daß man es nicht merkte. Sie war die Frau, die freudig mit mir nach Elba gegangen wäre. Maria Louise war die Unschuld selbst; im Gegenjag zu Josephine sprach sie immer die Wahrheit. Sie liebte mich und wollte immer bei mir sein. Wäre sie immer gut beraten gewesen und hätte sie nicht den Schurken Montebello bei sich gehabt, sie wäre mit mir nach St. Helena gekommen. Aber man hatte sie eingeschüchert, daß ihre Tante, Marie Antoinette, quillotirt worden war, und die Lage war ihren Kräften über. Schließlich hatte man ihr auch den jungen, hübschen Grafen Neipperg geschickt. Und so —“ urtheilte Napoleon über seine Frauen.

\* Wie sich die verschiedenen Völker die Entstehung des Menschen dachten. Wir kennen unter den Sagen des Alterthums, die wir meist schon während der Schulzeit zu hören bekommen haben, eine ganze Reihe von solchen, die sich mit der Entstehung der ersten Menschen oder von Menschen überhaupt beschäftigen. Der erste Mensch bei Homer ersticht aus dem Stamm einer Götze. Nach der sogenannten Ogygischen Fluth, an die sich die griechische Version der Sintfluthgeschichte knüpft, müßen die beiden einzigen am Leben erhaltenen Menschen Steine hinter sich werfen, aus denen dann neue Menschen entstehen. Die Völker der Vorseit haben sich die Entstehung des Menschen vielfach auf die geheimnißvollste Art gedeutet, und sogar noch heute bestehen bei den Naturvölkern, aber auch bei einem so hochentwickelten Volke, wie den Chinesen, die merkwürdigsten Anschauungen ähnlicher Art. Die Baronga-Kaffern denken sich die ersten Menschen einem schiffbedeckten Sumpfe entzogen. Nach der Anschauung der Bewohner der Stadt Taiti im westlichen China entstehen die Europäer aus dem Mark eines dort stark verbreiteten Kaktus, und dieser Glaube ist unter den dortigen Eingeborenen so eingebürgert, daß sie möglichst alle erreichbaren Stauden dieser Pflanze austrotten, um sich der Europäer zu erwehren. Unter den Mandchju-Tataren giebt es eine Sage, nach der eine Frau, die „Tochter des Himmels“, von einer rothen Frucht kostete und daraufhin einen Sohn gebar, der gleich nach der Geburt sprechen konnte. Dies war der „Sohn des Himmels“, von ihm abzuktammen rühmlich das jetzt regierende chinesische Kaiserhaus. Ähnliche Sagen finden sich fast bei allen Völkern. Die Prinzessin King-ton schenkte einem Kinde das Leben, nachdem sie einen Drachen durch die Luft fliegen gesehen hatte, die Prinzessin Kion-ti, indem sie während eines Opfers Schwalbeneier aß, die Prinzessin Kiang-huen, indem sie ihren Fuß auf die Fußspuren eines Meeres legte. Die amerikanischen Indianer begruben ihre kleinen Kinder mitten auf Bergen, damit ihre Seelen sich den vorübergehenden Frauen mittheilen und durch sie wieder zu Fleisch würden. Dieselbe Sage hat der bekannte Jesuitenpater Hue, der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts (1844—46) eine gewaltige Reise in Aften machte, bei den Tataren gefunden. Weniger wunderbar werden diese Erzählungen erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die altgriechische Auffassung, daß Thiere aus unbelebtetm Stoff entstehen könnten, erst im Laufe unseres Jahrhunderts vollständig widerlegt worden ist. Am bekanntesten ist da die von Aristoteles wieder-gegebene Vorstellung, daß die Aale aus dem Schlamme des Meeres geboren würden, da man niemals männliche Aale zu Gesicht bekam, und es dauerte bekanntlich bis in die neueste Zeit, bis das Vorhandensein der männlichen Aale im Meere entdeckt wurde, und gar bis in die letztvergangenen Jahre hinein, bis die Entwicklung des Aales durch den italienischen Zoologen Jassi völlig klargestellt wurde.

\* Reminiscenzen an den deutsch-französischen Krieg. In welscher bejammernswerthen Lage sich die Herren Pariser während der Belagerung 1870/71 befanden, schildert sehr klar und deutlich der Pariser Francisque Sarcey, ein Augenzeuge, in seiner Schrift: „Die Belagerung von Paris“. Er giebt in derselben ein Preisverzeichnis der Lebensmittel, in der Metropole der Civilisation, während der Zeit, in welcher diese Barbaren die Mauern derselben umschlossen“, (wie der Herr Verfasser sich auszudrücken beliebt) an. Es sei dasselbe im Nachfolgenden zum Theil wiedergegeben. Es gilt zunächst für die Monate October und November und sind, soweit der Verfasser auch die Preise der einzelnen Waaren vor der Belagerung bekannt giebt, dieselben in Klammern beigefügt. Die Francs sind des leichteren Vergleichs wegen in Mark umgerechnet. Eine Gans 20—24 Mk. (4,80—5,60); ein gutes Huhn 11,20—12,00 Mk. (2,40—2,80); ein Truthahn 42,50 Mk. (8,00—9,60); ein Paar Kaninchen 28,80 Mk. (4,80—5,60); ein Pfund geräucherter Schinken 6,40 Mk. (2,00); ein Pfund Honer Wurst 12,80 Mk. (3,20); ein Pfund (besonders australisches) Salzfleisch 3,20 Mk. (0,48); ein Karpfen (mittlere Größe) 16—24 Mk. (2,00—2,40); ein be-liebte Gerichte gebadener Weißfische oder Gründlinge 3,20 bis 4,80 Mk. (1,00); ein Pfund Stockfisch 1,60 Mk.; ein Herz 2,00 Mk.; ein Scheffel Kartoffeln 4,80 Mk. (0,80); ein Dutzend Eier 3,70 Mk., die ganz frisch pro Stück 0,60—0,80 Mk.; ein Kocktopf 1,20 Mk.; Endivienalat pro Kopf 0,60 Mk.; ein Büschel Karotten 2,00 Mk.; ein Liter Bohnen 4 Mk. (0,48); ein Pfund frische Butter 11,20—20,00 Mk.; ein Centner Holz-tohle 17,60—20,00 Mk. Im Monat Dezember waren manche der aufgeführten Waaren gar nicht mehr vorhanden oder ihre Preise so hoch, daß sie nur von sehr reichen Leuten gekauft werden konnten, so kostete z. B. ein Pfund Del 4,00—5,60 Mk.; ein Pfund Butter 16—20 Mk.; ein Scheffel Kartoffeln 20 Mk.; ein Kocktopf 4,80 Mk. u. f. w.

Fremdenliste vom 5. März 1899.

Arens, Bergprattikant, Delsnig i. C., Hotel de Saxe. Busch, dändlerin, Kaimoin i Bayern, Stadt Chemnitz. Bernhardt, Joll-Assistent, Wold u. Stadt Chemnitz. Brücker, Gastwirth, Saxe, Hotel Kronprinz, Bod Holzhandler, Schlettau i. Erzg., Preuß. Hof. Bruder, Vandeisfrau, Payer, Preuß. Hof. Cohn, Kaufmann, Berlin, Hotel Kron. rinz. Diefeldorf, Freiburg i. Br., Hotel de Saxe. Gullenstein, s. brisant, Zeule, roba, Hotel Stadt Altenburg. Hörster, Kaufmann, Dresden, Hotel schwarzes Koh. Fleischer, Kaufmann, Halle a. S., Hotel Stadt Altenburg. Fria, Incenteur, Odeffa, Hotel Stadt Altenburg. Glädner, Braumeister Saxe, Hotel Kronprinz. Gschlein, Kaufmann, mit Frau, Bamberg, Hotel Kronprinz. Helbig, Kaufm., Leipzig, Hotel Kronprinz. Hirsch, Berg-Inspektor, Delsnig, Hotel de Saxe. Herold, Berg-Inspektor, Leipzig, Hotel de Saxe. Jaeger, Student, Clausthal i. S., Hotel de Saxe. Krücker, Kaufmann, Schöneberg, Hotel schwarzes Koh. Kirckels, Kaufmann, Kambach i. S., Preuß. Hof. Kühn, Bergingenieur, Halle a. S., Hotel de Saxe. Kump, Bergingenieur, Johannsburg, Hotel de Saxe. Landner, Kaufmann, Berlin, Hotel schwarzes Koh. Mittag, Kaufm., Dresden,